

Moderne, Romantik, Postmoderne

Bemerkungen zu Fontanes *Effi Briest*

Joachim Küpper

(Berlin)

Der bekannteste Roman von Theodor Fontane, *Effi Briest*, erschien im Jahr 1894/95. Er gilt als Gipfel des deutschsprachigen realistischen Erzählens des 19. Jahrhunderts, als Ausweis vor allem, daß auch die deutsche Literatur an diesem ersten wichtigen Paradigma modernen Erzählens partizipiert – mit Einschränkungen indes, denn die Forschung verwendet zur Charakterisierung des Trios Raabe, Storm und Fontane das Etikett des ‚Poetischen Realismus‘.¹ Abgehoben wird damit auf eine Tendenz zu größerer Zurückhaltung in der ‚ungeschminkten‘ Darstellung der eher kruden Aspekte der Wirklichkeit und auf ein stärkeres Festhalten an überkommenen Vorstellungen vom Kunstwerk als einem Vehikel des idealistisch verstandenen Schönen – beides im Vergleich zu den großen französischen Vorbildern, Balzac, Flaubert und Zola. Was Fontane anbelangt, findet dieses Ineins von Anlehnung und Absetzung nicht nur reiche Bezugspunkte in den Selbstzeugnissen des Schriftstellers, zumal, was *Effi Briest* betrifft, ist es dem Text selbst eingeschrieben. Am Beginn des 26. Kapitels heißt es:

Effi war nun schon in die fünfte Woche fort und schrieb glückliche, beinahe übermütige Briefe, namentlich seit ihrem Eintreffen in Ems [...].

¹ Zur Geschichte des Begriffs und seiner Verwendung vgl. Clifford Albrecht Bernd, *The Emergence of ‚Poetischer Realismus‘ as a Term of Literary Criticism in Germany*, in: Frank Trommler (ed.), *Thematics Reconsidered. Essays in Honor of Horst S. Daemmrich*. Amsterdam u. Atlanta 1995, S. 229-236. Zur nicht stattgehabten „volle[n] Entfaltung“ des realistischen Erzählens in der deutschsprachigen Literatur vgl. bereits Erich Auerbach, *Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur*, 10. Aufl. Tübingen u. Basel 2001 [1. Auflage 1946], S. 482. Es ist evident, daß aus Sicht des von Auerbach entwickelten, stark an die Literaturtheorie der französischen Romantik (v. a. an Victor Hugos *Cromwell*-Vorwort) angelehnten Realismus-Begriffs mit seinem Akzent auf der Mischung von ‚hoch‘ und ‚niedrig‘, von ‚schön‘ und ‚häßlich‘ der eher suggerierende als explizitierende Gestus der Fontaneschen *écriture* nur in Kategorien von Defizienz erfaßt werden kann. – Fontane selbst hat das Konzept einer Poetisierung des Empirisch-Realen selbst theoretisch vertreten. Vgl. Theodor Fontane: *Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848* [1853], in: ders., *Werke, Schriften und Briefe*, hg. von Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger, 22 Bde. in 4 Abt. München 1962-1997, Abt. III, Bd. 1 [1969]: Aufsätze und Aufzeichnungen, S. 236-260: „[...] jene[s] Entwicklungsstadium [...], durch das wir notwendig hindurch müssen; es ist der nackte, prosaische Realismus, dem noch durchaus die poetische Verklärung fehlt.“ (S. 237).

Geheimrätin Zwicker, ihre Reisegefährtin, [...] sei reizend, etwas frei, wahrscheinlich sogar mit einer Vergangenheit, aber höchst amüsant, und man könne viel, sehr viel von ihr lernen; nie habe sie sich, trotz ihrer Fünfundzwanzig, so als Kind gefühlt, wie nach der Bekanntschaft mit dieser Dame. Dabei sei sie so belesen, auch in fremder Literatur, und als sie, Effi beispielsweise neulich von *Nana* gesprochen und dabei gefragt habe, „ob es denn wirklich so schrecklich sei“, habe die Zwicker geantwortet: „Ach, meine liebe Baronin, was heißt schrecklich? Da gibt es noch ganz anderes.“²

Am Ende dieses Kapitels entdeckt Effis Mann aufgrund einer Verkettung banaler Umstände die Briefe, die Effi einst von ihrem Liebhaber Crampas bekommen hatte, und die Katastrophe nimmt ihren Lauf. Aber wie anders sieht doch Fontanes Porträt der ‚Irrungen, Wirrungen‘ (um einen weiteren Titel zu zitieren) des menschlichen Gefühls- und Geschlechtslebens aus als in Zolas Skandalroman mit seiner noch heutzutage schockierenden Drastik! – Letztlich gilt dies auch mit Bezug auf Flauberts *Madame Bovary*. Vom Sujet her ist *Effi Briest* ohne Zweifel eine nochmalige Gestaltung des dort zu findenden Grundmotivs.³ Aber auch hier sind die Unterschiede eklatant, was die ‚unverhohlene‘ Darstellung betrifft. Um nur ein Beispiel zu nennen: Effis Ehebruch wird ratifiziert in einem Schlitten, ganz ähnlich wie Emma Bovarys erster intimer Kontakt mit Léon. Doch während wir uns bei Flaubert über die heftigen Bewegungen der Kutsche, über die orgiastischen Geräusche, die aus dem Inneren dringen, über nackte Körperteile, die sichtbar

² Theodor Fontane, *Effi Briest*, in: ders., *Werke, Schriften und Briefe*, a.a.O., Abt. I, Bd. 4 (1963): *Effi Briest*, Frau Jenny Treibel, Die Poggenpuhls, Mathilde Möhring, S. 7-296, hier S. 225. Seitenzahlen ohne weitere Spezifizierung verweisen im folgenden immer auf diese Ausgabe des Fontane-Texts.

³ Es gibt bis heute keine materielle Evidenz für eine direkte Flaubert-Rezeption bei Fontane, aber aufgrund des in jener Zeit unangefochtenen, auch internationalen Prestiges Flauberts wird man ausschließen können, daß Fontane keine Kenntnis von dessen *Ceuvre* gehabt habe (vgl. auch die Bemerkungen über den Flaubert-Teil in Eduard Engels *Geschichte der französischen Literatur* [1882], in: Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, Abt. III, Bd. 1, a.a.O., S. 520-527, hier S. 525). Der Konnex zu Zola ist freilich direkter. Das oben gebrachte Zitat aus *Effi Briest* ist Reflex einer intensiven, teils polemischen Auseinandersetzung Fontanes mit dem französischen Naturalismus (vgl. die Zusammenstellung der überlieferten Zeugnisse unter dem Titel „Emile Zola“, in: Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, Abt. III, Bd. 1, a.a.O., S. 534-550). – Die Konstellation *Madame Bovary*/*Effi Briest* ist naheliegenderweise vielfach analysiert worden, freilich durchweg mit anderen Akzentuierungen und Ergebnissen als ich dies hier versuche. Vgl. u. a. Yvonne B. Rollins, *Madame Bovary et Effi Briest: Du symbole au mythe*, in: *Stanford French Review* 5 (1981), S. 107-119; Albert Glaser, *Theodor Fontane: Effi Briest* [1894]. Im Hinblick auf Emma Bovary und andere, in: Horst Denkler (Hg.), *Romane und Erzählungen des bürgerlichen Realismus. Neue Interpretationen*. Stuttgart 1980, S. 362-377; Lilian R. Furst, *Madame Bovary and Effi Briest. An Essay in Comparison*, in: *Romanistisches Jahrbuch* 12 (1961), S. 124-135.

werden, etc., informiert sehen,⁴ fallen die Ereignisse, die sich in dem Gefährt bei Fontane zutragen, in eine diskrete praeteritio. Der durch Effis Perspektive vermittelte Blick des Erzählers wendet sich dem düsteren Wald⁵ zu, durch den der Schlitten fährt, das ‚Abirren vom rechten Weg‘⁶ wird also vermittels einer traditionellen poetischen Metapher kodiert, deren eigentliche Bedeutung sich dem Leser zumindest bei der ersten Lektüre nur aus der Rückschau erschließt.

Fontanes Text erschien 15 Jahre nach *Nana* und knapp 40 Jahre nach *Madame Bovary*. Er scheint mit den soeben knapp umrissenen Merkmalen geradezu paradigmatisch für Preußen-Deutschlands ‚kulturelle Verspätung‘⁷ im 19. Jahrhundert zu stehen, für einen nur zögerlich, eher unwillig beschrittenen Weg in die Moderne. Das Basis-Sujet von *Effi Briest* mutet fast noch archaisch an. Auch hier legt der Vergleich mit Flauberts *Madame Bovary* die Unterschiede schlaglichtartig bloß. Als Charles, Emmas Ehemann, nach

⁴ „Il [le cocher] ne comprenait pas quelle fureur de la locomotion poussait ces individus à ne vouloir point s'arrêter. Il essayait quelquefois, et aussitôt il entendait derrière lui partir des exclamations de colère. [...] les bourgeois ouvraient des grands yeux ébahis devant [...] une voiture à stores tendus, et qui apparaissait ainsi continuellement, plus close qu'un tombeau et ballottée comme un navire. [...] une main nue passa sous les petits rideaux de toile jaune [...]“ Gustave Flaubert, *Madame Bovary*, ed. Claudine Gotthot-Mersch. Paris 1971, S. 250f.

⁵ Spätestens seit dem Eingangs-canto von Dantes *Divina Commedia* ist die ‚selva selvaggia‘ (V. 5) in der westlichen Literatur als Ort des moralischen Irrs und Abirrens kodiert.

⁶ Vgl. S. 161f. In der Tat ist der Weg, den der Schlitten nimmt, in welchem Effi reist, nicht der reguläre Weg. Um die Gefahren zu meiden, die beim Überqueren des Schloons, einem unterirdischen Fluß, drohen könnten, führt von Innstetten, der Ehemann, den Schlitten, in dessen Innerem sich seine Ehefrau dann Crampas hingeben wird, auf einen Umweg. – Die Zwei-Wege-Metapher (hier der schwierige und vermeintlich gefährliche, dort der leicht zu beschreitende, aber moralisch gefährdende Weg) ist standardisiert seit der paganen Antike und findet dann v. a. in der christlich-didaktischen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit reiche Verwendung. Vgl. Wolfgang Harms, *Homo viator in bivio. Studien zur Bildlichkeit des Weges*. München 1970. Hier ist die Bildlichkeit natürlich verkompliziert durch das Motiv des bewußten Versuchs der Vermeidung einer Gefahr, welcher zudem vom Ehemann der moralisch Gefährdeten ausgeht. Ich verzichte an dieser Stelle auf eine ausführliche Interpretation der metaphorisch-symbolischen Implikate der gesamten Konstellation und verweise schon jetzt auf meine weiter unten entwickelte Deutung der Spukgeschichte vom ‚Chinesen‘.

⁷ Der Allgemeinbegriff ‚cultural lag‘ im Sinne von kultureller Verspätung bzw. Phasenverschiebung wurde geprägt von William F. Ogburn, *Social Change with Respect to Culture and Original Nature*. New York 1922. Seit den sechziger bzw. siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts ist das Konzept, maßgeblich vertreten von Fritz Fischer, Hans-Ulrich Wehler, Hans und Wolfgang J. Mommsen, zu einer fast allgemein akzeptierten Formel der Erklärung des deutschen Sonderwegs (im Verhältnis v. a. zu England und Frankreich) und seines katastrophalen Endes im Jahr 1945 geworden. Vgl. u. a. Wolfgang J. Mommsen, *Der deutsche Liberalismus zwischen ‚klassenloser Bürgergesellschaft‘ und ‚Organisiertem Kapitalismus‘*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 4 (1978), S. 77-90.

ihrem Tod die Briefe findet, die sie mit ihrem ersten Liebhaber Rodolphe ausgetauscht hat, reagiert er diesem gegenüber mit einer matt-gutmütigen Bemerkung, mehr nicht.⁸ Zwar ist das Duell, zu dem Effis Ehemann deren einstigen Liebhaber Crampas fordert, auch motiviert in dem anderen sozialen Milieu. Aber Duelle in Ehrendingen waren im Preußen-Deutschland jener Zeit durchaus noch eine Realität, und nicht nur in adligen Kreisen, man denke etwa an die Vita eines Mannes wie Ferdinand Lassalle. So scheint der in gewisser Weise gebrochene Realismus der deutschsprachigen Erzählliteratur des späten 19. Jahrhunderts eine zweifache Basis zu haben: Die Autoren tendierten stärker zum ‚Poetisieren‘, zur quasi-lyrischen bzw. symbolischen Überhöhung der kruden Realitäten, aber möglicherweise waren auch die Realitäten selbst noch ein Stück traditioneller und eventuell sogar idyllischer als in den bereits nachhaltig modernisierten westeuropäischen Kulturen.

Indes, diese Tradition ist zumindest bei Fontane kein symbolischer Raum mehr, in dem sich die Figuren heimisch fühlen würden. Bevor ich zu meinen entsprechenden Thesen komme aber in ganz groben Zügen eine Rekapitulation der Handlung:

Die junge Effi wächst heran auf Hohen-Cremmen, einem Gut in der Mark Brandenburg. Das soziale Milieu ist also ein anderes als bei Flaubert; Effi gehört dem ostelbischen Adel an, d.h. der preußischen Großgrundbesitzer-schicht, die während des Kaiserreichs in Preußen und Deutschland die gesellschaftlich führende Schicht war, deren ökonomische Stellung allerdings bereits prekär geworden war. Effektiv war das Kaiserreich eine Industriena-tion mit der entsprechenden wirtschaftlichen Dynamik, was die grundbesitzende Klasse ökonomisch mehr und mehr marginalisierte. - Als Effi etwa sechzehn oder siebzehn Jahre alt ist, reist auf dem Gut ihrer Eltern von Innstetten an. Instetten ist im Alter von achtunddreißig Jahren und hätte in seiner Jugend gerne Effis Mutter geheiratet, und diese ihn, was aber daran scheiterte, daß er seinerzeit noch keine Stellung hatte. Nunmehr ist er Landrat von Kessin, einem Bezirk an der Pommerschen Küste, wohletabliert, gern gesehener Gast bei Bismarck in Varzin, ein Mann mit Zukunft, noch unverheiratet. Am Tag nach seiner Ankunft hält er um Effis Hand an, Effis Vater zögert ein wenig, die Mutter, Luise, drängt aber auf Zustimmung, und die junge Effi, die - ganz wie die junge Emma - gar nicht recht weiß, was eine Ehe und was die Männer sind, willigt ein.

Die Hochzeitsreise führt das junge Paar nach Italien. Aus Effis Postkarten an die Eltern wird deutlich, daß ihr Mann aus der Fahrt eine reine Bildungsreise macht und daß Effis vage-romantische Vorstellungen von Zwei-

⁸ „Je ne vous en veux pas“, dit-il [Charles]. Rodolphe était resté muet. Et Charles, la tête dans ses deux mains, reprit d’une voix éteinte et avec l’accent résigné des douleurs infinies: „Non, je ne vous en veux plus!“ Il ajouta même un grand mot, le seul qu’il ait jamais dit: „C’est la faute de la fatalité!“ Flaubert, *Madame Bovary*, a.a.O., S. 355.

samkeit enttäuscht werden. Aber so, wie der Text in seiner Gesamtheit diskreter formuliert ist als Flauberts *Madame Bovary*, gilt auch hier, daß man nicht recht eigentlich sagen kann, daß Effi die Ehe mit von Innstetten zuwider wäre. Sie schickt sich relativ widerstandslos in ihr Los, erscheint nur in dem, was sie sagt, ein wenig gelangweilt und wohl auch ratlos angesichts einer Existenz, von der sie gar nicht genau weiß, wie sie selbst sie gerne hätte.

Nach der Rückkehr aus Italien etabliert sich das junge Paar in Kessin; als Badeort an der Ostseeküste ist Kessin naheliegenderweise im Herbst, Winter und Frühling völlig verlassen. In der Schilderung der Enge des provinziellen Milieus und der Langeweile der Existenz, die Effi dort führt, ergeben sich große Parallelen zu Flaubert. Auch, daß die Geburt eines Kindes – Annie – Effi nicht aus dem ‚ennui‘ eines für sie inhaltsarmen Lebens reißen kann, ist eine Parallele zu dem Vorgängertext, und ähnlich wie Charles Bovary ist von Innstetten ein Mann, dem der Beruf wichtiger ist als seine Frau, ähnlich wie im Hause Bovary scheint nach den Flitterwochen der Kontakt zwischen den beiden auf das reduziert, was man die ehelichen Pflichten nennt. Ungeachtet all dessen ist Effi nicht manifest unglücklich, sie fühlt vielmehr in sich ein vages Ungenügen, das sie selbst nicht auf den Begriff zu bringen vermag. – Etwa ein Jahr später trifft in Kessin das Ehepaar Crampas ein. Crampas und von Innstetten kennen sich von ihrer Zeit beim Militär. Ein regelrechter gesellschaftlicher Verkehr zwischen den Ehepaaren scheidet daran, daß Frau Crampas schwierig ist. Der Major Crampas indes war, wie von Innstetten zu berichten weiß, schon immer ein ‚Courmacher‘. Ganz wie Emmas erster Liebhaber Rodolphe versteht er sich auf das, was die respektiven Ehemänner, Bovary und von Innstetten, überhaupt nicht beherrschen: die Techniken, mit denen man Frauen umwirbt. Er macht Effi Komplimente, liest mit ihr literarische Texte, reitet mit ihr aus, organisiert Wohltätigkeitsveranstaltungen, bei denen sie im Mittelpunkt steht. Nach einiger Zeit kommt es, wie es kommen muß, und auch dies ist, wie schon gesagt, eine wörtliche Flaubert-Referenz: In einer Kutsche bzw. einem Schlitten haben Effi und von Crampas erstmals Sex miteinander. Die eigentliche Affäre folgt eher dem Modell der ersten ehebrecherischen Liebe von Emma mit Rodolphe: Unter dem Vorwand, spazieren gehen zu wollen, absentiert sich Effi jeden Nachmittag für ein paar Stunden aus ihrem Haus und trifft sich mit Crampas – indes ohne daß dies explizit gemacht würde. (Die Non-Explizitheit der gesamten Ehebruchshandlung ist eine der markantesten Abweichungen gegenüber dem Flaubert-Text.) Aus den Briefen, die dann später auftauchen, läßt sich entnehmen, daß die Affäre von Effi und Crampas ähnlich endet wie die von Emma und Rodolphe. Effi hat offensichtlich Crampas bewegen wollen, gemeinsam zu fliehen, dieser hatte das Ansinnen brüsk zurückgewiesen. Was also für die involvierte junge Frau zumindest zeitweise eine romantische Liebe ist, ist für den involvierten Mann hier wie dort

nur eine banale Affäre unter vielen, und sobald Effi dies merkt, hat es mit ihren Gefühlen für Crampas ein Ende.

Ein glücklicher Zufall scheint ihr zu helfen, diese Phase ihres Lebens definitiv hinter sich zu lassen. Ihr Mann erhält einen hohen Posten in einem Berliner Ministerium, das junge Paar zieht um. Die Jahre vergehen. Effi ist weiterhin weder richtig glücklich noch unglücklich, aber irgend etwas zehrt an ihr. Man weiß nicht, ob es Gewissensbisse sind über den Ehebruch oder Frustration über ihr emotional und sexuell wenig freudvolles Leben an der Seite von Innstettens. Schließlich fährt sie auf Anraten ihres Gynäkologen (der ersehnte männliche Erbe steht noch aus) nach Bad Schwalbach und Bad Ems, um sich einer Kur zu unterziehen (ich zitierte bereits aus dem entsprechenden 26. Kapitel). Am Tag vor ihrer Rückkehr stürzt die kleine Tochter, Annie, in Vorfreude auf das Wiedersehen von der Treppe. Die Dienstmädchen suchen in Effis Nähkorb nach einem Verband, dabei fördern sie u.a. ein Päckchen mit Briefen zutage. Von Innstetten sieht die Briefe, schaut sie sich an – es sind die Liebesbriefe von Crampas (die Effi ganz ähnlich wie Emma die von Rodolphe aufbewahrt hatte). Der wie betäubte von Innstetten benachrichtigt sofort seinen Vorgesetzten im Ministerium, bittet diesen, Crampas die Herausforderung zum Duell zu überbringen. Am nächsten Tag reist er nach Kessin. Das Duell wird in lakonischer Kürze geschildert: beide schießen einmal, von Innstetten trifft, Crampas fällt zu Boden und stirbt binnen weniger Minuten. – Der Fokus blendet über auf Effi, diese erhält zwei Tage später einen Brief von ihrer Mutter, in dem sie über das Vorgefallene aufgeklärt wird. Die Mutter teilt ihr auch die Konsequenzen mit: Von Innstetten wird sich scheiden lassen, Annie, ihre Tochter, darf sie niemals mehr sehen, auch die Eltern verbieten ihr, sie auf Hohen-Cremmen zu besuchen, sichern allerdings zu, ihr eine Existenz auf bescheidenem Niveau zu finanzieren. Effi ist zunächst wie gelähmt, akzeptiert dann aber alles als Konsequenz ihres Fehltritts, den sie bereut, zumal er aus ihrer eigenen, späteren Sicht keine Bedeutung hatte: Genauso wenig wie Crampas sie geliebt hat, hat sie Crampas geliebt. Ihr Ehebruch war ein banaler Zufall, geboren aus Langeweile. In einem einfachen Viertel etabliert sie sich in einer kleinen Wohnung, mit einer treuen Dienerin, abgeschnitten von jedem sozialen Kontakt. In ihrer angestammten sozialen Sphäre ist sie eine Unperson, aufgrund ihrer Erziehung ist sie unfähig, zu anderen sozialen Milieus Kontakte zu suchen. Sie versucht ein wenig zu malen, um sich abzulenken, wird aber letztlich mit ihrer Situation nicht fertig und kümmert dahin. Eines Tages sieht sie ihre Tochter, Annie, die jetzt schon ein Schulmädchen ist, im Omnibus, und fast bricht ihr das Herz. Über eine Intervention bei der Frau des Ministers, in dessen Stab von Innstetten arbeitet, erwirkt sie, daß Annie sie besuchen darf. Aber das Mädchen reagiert verkrampft, ein Gespräch kommt nicht zustande, was Effi in der ersten Erregung von Innstetten zuschreibt, um dann doch einzusehen, daß letztlich sie es war, die mit ihrem Handeln die Entfremdung von Mutter und Tochter herbeigeführt hat. – Wieder ver-

schlechtern sich ihr Zustand, bis zu dem Punkt, daß ihr Hausarzt den Eltern schreibt: Wenn diese nicht bereit seien, Effi auf Hohen-Cremmen aufzunehmen, riskierten sie das Leben der Tochter. Die Eltern ergreifen fast erleichtert diese Gelegenheit, sich mit Effi zu versöhnen. Für eine Weile findet sie auf Hohen-Cremmen Erholung. Aber immer und immer wieder quälen sie nervöse Attacken, Schwindsucht deutet sich an, und nach mehreren Krisen, die sie übersteht, stirbt sie schließlich, im Alter von etwa 30 Jahren, ohne Groll gegen ihren Mann und gegen die Welt.⁹ – Die Schlußszene zeigt die alten Eltern. Vor allem die Mutter macht sich Vorwürfe: Hat man nicht eventuell Effi zu jung verheiratet, hat nicht eventuell sie in ihrer Tochter realisieren wollen, was ihr selbst versagt geblieben war (sie hätte, wie schon gesagt, als junges Mädchen den jungen von Innstetten gerne geheiratet)? Aber der alte Briest beendet dann die quälende Diskussion, die seine Frau mit sich selbst und mit ihm führt, mit den berühmten Worten, die auch die Schlußworte des Texts sind: „Ach, Luise, laß, ... das ist ein *zu* weites Feld“.¹⁰

Soweit zur Handlung. Ich hatte einleitend gesagt, daß die Basis-Struktur von Fontanes Text älter als die des Texts von Flaubert ist, nachgerade archaisch. Ehebruch – Duell – Tötung des Ehebrechers – Ächtung der Ehebrecherin und deren schließlicher Tod, ein solches Sujet gibt es im französischen und (soweit ich sehe) englischen Roman des 19. Jahrhunderts¹¹ nicht mehr. Warum duelliert sich von Innstetten, warum schließt er nicht, wie seine Pendants in den westeuropäischen Romanen der Zeit, die Augen und vergnügt sich seinerseits? Der Codex, dem er in seinem Verhalten folgt, wird im Text explizit referiert, was schon darauf verweist, daß er aus Sicht der Welt, die dieser Text abbildet, des Preußens der 80-er Jahre, ein zwar noch lebendiger, aber kein selbstverständlicher mehr ist.

„Innstetten, Ihre Lage ist furchtbar [so die Worte von Wüllersdorf, dem Vorgesetzten und väterlichen Freund, mit dem sich von Innstetten nach dem Fund der Briefe austauscht], und Ihr Lebensglück ist hin. Aber wenn Sie den Liebhaber totschießen, ist Ihr Lebensglück sozusagen doppelt hin, und zu dem Schmerz über empfangenes Leid kommt noch der Schmerz über getanes Leid. Alles dreht sich um die Frage,

⁹ „Freilich bin ich noch jung. Aber das schadet nichts. Es war noch in glücklichen Tagen, da las mir Innstetten abends vor; er hatte sehr gute Bücher, und in einem hieß es: Es sei wer von einer fröhlichen Tafel abgerufen worden, und am andern Tage habe der Abgerufene gefragt, wie's denn nachher gewesen sei. Da habe man ihm geantwortet: ‚Ach es war noch allerlei; aber eigentlich haben Sie nichts versäumt.‘ Sieh, Mama, diese Worte haben sich mir eingepägt – es hat nicht viel zu bedeuten, wenn man von der Tafel etwas früher abgerufen wird.“ (S. 293)

¹⁰ S. 296 (Hervorhebung dort).

¹¹ Ich beziehe mich hier natürlich nur auf diejenigen Romane, die Hugo Friedrich als ‚aktualistisch‘ bezeichnet hat, die also (im Unterschied etwa zum Genre des historischen Romans) ihre jeweilige Gegenwart literarisch gestalten.

müssen Sie's durchaus tun? Fühlen Sie sich so verletzt, beleidigt, empört, daß einer weg muß, er oder Sie? Steht es so?"

„Ich weiß es nicht.“

„Sie müssen es wissen.“

Innstetten war aufgesprungen, trat ans Fenster und tippte voll nervöser Erregung an die Scheiben. Dann wandte er sich rasch wieder, ging auf Wüllersdorf zu und sagte: „Nein, so steht es nicht.“

„Wie steht es denn?"

„Es steht so, daß ich unendlich unglücklich bin; ich bin gekränkt, schändlich hintergangen, aber trotzdem, ich bin ohne jedes Gefühl von Haß oder gar von Durst nach Rache. [...] Und dann als zweites: ich liebe meine Frau, ja, seltsam zu sagen, ich liebe sie noch, und so furchtbar ich alles finde, was geschehen, ich bin so sehr im Bann ihrer Liebenswürdigkeit, eines ihr eigenen heiteren Charmes, daß ich mich, mir selbst zum Trotz, in meinem letzten Herzenswinkel zum Verzeihen geneigt fühle.“

Wüllersdorf nickte. „Kann ganz folgen, Innstetten, würde mir vielleicht ebenso gehen. Aber wenn Sie so zu der Sache stehen und mir sagen: ‚Ich liebe diese Frau so sehr, daß ich ihr alles verzeihen kann‘, und wenn wir dann das andere hinzunehmen, daß alles weit, weit zurückliegt, wie ein Geschehnis auf einem andern Stern, ja, wenn es so liegt, Innstetten, so frage ich, wozu die ganze Geschichte?"

„Weil es trotzdem sein muß. Ich habe mir's hin und her überlegt. Man ist nicht bloß ein einzelner Mensch, man gehört einem Ganzen an, und auf das Ganze haben wir beständig Rücksicht zu nehmen, wir sind durchaus abhängig von ihm. Ginge es, in Einsamkeit zu leben, so könnt' ich es gehen lassen; ich trüge dann die mir aufgepackte Last, das rechte Glück wäre hin, aber es müssen so viele leben ohne dies ‚rechte Glück‘, und ich würde es auch müssen und – auch können. Man braucht nicht glücklich zu sein, am allerwenigsten hat man einen Anspruch darauf, und den, der einem das Glück genommen, den braucht man nicht notwendig aus der Welt zu schaffen. Man kann ihn, wenn man weltabgewandt weiterexistieren will, auch laufen lassen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen hat sich ein Etwas gebildet, das nun mal da ist und nach dessen Paragraphen wir uns gewöhnt haben, alles zu beurteilen, die andern und uns selbst. Und dagegen zu verstoßen geht nicht; die Gesellschaft verachtet uns, und zuletzt tun wir es selbst und können es nicht aushalten und jagen uns die Kugel durch den Kopf. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen solche Vorlesung halte, die schließlich doch nur sagt, was sich jeder selber hundertmal gesagt hat. Aber freilich, wer kann was Neues sagen! Also noch einmal, nichts von Haß oder dergleichen, und um eines Glückes willen, das mir genommen wurde, mag ich nicht Blut an den Händen haben; aber jenes, wenn Sie wollen, uns tyrannisierende Gesellschafts-Etwas, das fragt nicht nach Charme und nicht nach Liebe und nicht nach Verjährung. Ich habe keine Wahl. Ich muß.“

„Ich weiß doch nicht, Innstetten..."

Innstetten lächelte. „Sie sollen selbst entscheiden, Wüllersdorf. Es ist jetzt zehn Uhr. Vor sechs Stunden, diese Konzession will ich Ihnen vorweg machen, hatt' ich das Spiel noch in der Hand, konnt' ich noch das eine und noch das andere, da war noch ein Ausweg. Jetzt nicht mehr, jetzt stecke ich in einer Sackgasse. Wenn Sie wollen, so bin ich selber schuld daran; ich hätte mich besser beherrschen und bewachen, alles in mir verbergen, alles im eignen Herzen auskämpfen sollen. Aber es kam mir zu plötzlich, zu stark, und so kann ich mir kaum einen Vorwurf machen, meine Nerven nicht geschickter in Ordnung gehalten zu haben. Ich ging zu Ihnen und schrieb Ihnen einen Zettel, und damit war das Spiel aus meiner Hand. Von dem Augenblicke an hatte mein Unglück und, was schwerer wiegt, der Fleck auf meiner Ehre einen halben Mitwisser und nach den ersten Worten, die wir hier gewechselt, hat es einen ganzen. Und weil dieser Mitwisser da ist, kann ich nicht mehr zurück.“

„Ich weiß doch nicht“, wiederholte Wüllersdorf. „Ich mag nicht gerne zu der alten abgestandenen Phrase greifen, aber doch läßt sich's nicht besser sagen: Innstetten, es ruht alles in mir wie in einem Grabe.“

„Ja, Wüllersdorf, so heißt es immer. Aber es gibt keine Verschwiegenheit. Und wenn Sie's wahrmachen und gegen andere die Verschwiegenheit selber sind, so wissen *Sie* es, und es rettet mich nicht vor Ihnen, daß Sie mir eben Ihre Zustimmung ausgedrückt und mir sogar gesagt haben: ich kann Ihnen in allem folgen. Ich bin, und dabei bleibt es, von diesem Augenblicke an ein Gegenstand Ihrer Teilnahme (schon nicht etwas sehr Angenehmes), und jedes Wort, das Sie mich mit meiner Frau wechseln hören, unterliegt Ihrer Kontrolle, Sie mögen wollen oder nicht, und wenn meine Frau von Treue spricht oder, wie Frauen tun, über eine andere zu Gericht sitzt, so weiß ich nicht, wo ich mit meinen Blicken hin soll. Und ereignet sich's gar, daß ich in irgendeiner ganz alltäglichen Beleidigungssache zum Guten rede, ‚weil ja der dolus fehle‘ oder so was Ähnliches, so geht ein Lächeln über Ihr Gesicht, oder es zuckt wenigstens darin, und in Ihrer Seele klingt es: ‚der gute Innstetten, er hat doch eine wahre Passion, alle Beleidigungen auf ihren Beleidigungsgehalt chemisch zu untersuchen, und das richtige Quantum Stickstoff findet er *nie*. Er ist noch nie an einer Sache erstickt.‘ ... Habe ich recht, Wüllersdorf, oder nicht?“

Wüllersdorf war aufgestanden. „Ich finde es furchtbar, daß Sie recht haben, aber Sie *haben* recht. Ich quäle Sie nicht länger mit meinem ‚Muß es sein?‘. Die Welt ist einmal, wie sie ist, und die Dinge verlaufen nicht, wie *wir* wollen, sondern wie die *andern* wollen. Das mit dem ‚Gottesgericht‘, wie manche hochtrabend versichern, ist freilich ein Unsinn, nichts davon, umgekehrt, unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt.“¹²

¹² S. 234-237 (Hervorhebungen dort).

Wir wissen nicht, ob es jemals ein Matriarchat gegeben hat. Gewisse Mythen und Gottheiten deuten darauf hin, aber wir wissen darüber nichts Genaueres – und *können* es auch nicht, weil unser Wissen nur so lange zurückreicht, wie es so etwas wie Zivilisation gibt: Häuser, Tempel, Schrift, Texte. Nun entsteht Zivilisation – auf welchem Niveau auch immer – dann und nur dann, wenn Menschen bereit sind, eine Arbeitsleistung zu erbringen, die größer ist als diejenige, die erforderlich ist, um sich selbst am Leben zu erhalten. Zivilisation ist ein möglicherweise unendlicher Prozeß, der darauf gründet, daß im Unterschied zum Tierreich nicht jede Generation auf dem Null-Niveau anfängt, sondern auf einer Art Plateau, das ihr die vorhergehende Generation hinterlassen hat. Wir leben heute mit Techniken materieller und kultureller Art, die Produkt von etwa 400 Generationen sind. Was aber bewegt einen Menschen dazu, mehr zu erarbeiten, als er für die eigene Lebensspanne braucht? Nichts anderes als der naturhafte Instinkt der Brutpflege, den wir im menschlichen Bereich Elternliebe nennen und der sich vom tierlichen Instinkt allererst dadurch unterscheidet, daß der Mensch vermittels seines Bewußtseins die Zukunft antizipieren kann, auch über das Ende des eigenen Lebens hinaus. Menschen akkumulieren Besitztümer, um sie zu genießen und den Überschuß ihren Kindern zu hinterlassen – und nicht irgend jemand.¹³ Aus Sicht der Mütter ist die Vererbung an die eigenen Kinder kein Problem, aus Sicht der Väter setzt sie, technisch gesprochen, die lückenlose Kontrolle über das Kinderproduktionsdispositiv, d.h., die Frauen voraus. Ohne Patriarchat keine garantierte Legitimität der Nachkommen, ohne garantierte Legitimität der Nachkommen keine Akkumulation – das ist der simple Konnex von Patriarchat und Entstehung der Zivilisation (was keineswegs bedeutet, daß auch alle künftige Zivilisation an die Voraussetzung des Patriarchats gebunden ist¹⁴). Wie sichert man nun die *lückenlose* sexuelle Kontrolle über die Frauen? Mit zwei Verhaltensvorschriften, deren eine die Frauen selbst betrifft: die Drohung mit sozialer Ächtung oder sogar Tötung für den Fall des außerehelichen Sex. Die zweite Regel betrifft die Männer:

¹³ Der oben skizzierte Zusammenhang dürfte eine Erklärung dafür abgeben, daß Gesellschaftssysteme, die auf dem Gedanken radikaler Umverteilung gründen, keinen Bestand haben, ungeachtet des hohen moralischen Ziels, das im Prinzip wohl von jedermann befürwortet wird (soziale Gerechtigkeit). Früher oder später scheinen alle Varianten entsprechender Experimente in die Krise zu geraten. Die Lösung kann dann die Gestalt des raschen Zusammenbruchs, des Versuchs vorsichtigen Umsteuerns oder aber der Wahrung einer sozialistischen Fassade bei gleichzeitigem Gewährenlassen eines de facto-Kapitalismus annehmen.

¹⁴ Es ist interessant zu beobachten, daß die post-patriarchalischen Gesellschaften zur Zeit im Begriff sind, sich ein biologisch-technisches Dispositiv zur Kontrolle der Abstammung des Nachwuchses zu schaffen. Auf diese Weise hätte die Technik (als Produkt des Patriarchats) die Leistung erbracht, ein Instrument zu kreieren, das ersetzt, was der Fortschritt zersetzt hat, eben das Patriarchat. ‚Gleichberechtigung‘ und die damit einhergehende sexuelle Freiheit beider Geschlechter würden vereinbar mit dem Imperativ der Sicherstellung der Legitimität des Nachwuchses als der Basis allen Fortschritts.

die Drohung, selbst geächtet zu werden, soweit eine Frau, die der Kontrolle des jeweiligen Mannes untersteht (die Ehefrau, die Töchter), sich dieser Kontrolle entzieht. In patriarchalischen Gesellschaften ist ein Mann, dessen Frau die Ehe gebrochen hat, sozial ein Nichts¹⁵ – es sei denn, er wäscht die Flecken auf seiner Ehre mit dem Blut des Rivalen ab. Der gegen die Männer gerichtete Imperativ, der Ehrenkodex, dient dazu zu verhindern, daß aus Laxismus oder Liebe die lückenlose Kontrolle über die Sexualität der Frauen im Einzelfall unterbleibt. Das Patriarchat ist also keinesfalls mit unumschränkter Herrschaft der Männer gleichzusetzen. Das Gesetz der Ehre liefert das physische Leben der Männer potentiell an die aus, die sie sexuell zu bewachen haben: Eine untreue Frau, wie hier Effi, läßt ihrem Mann keine andere Wahl als den Verlust der sozialen Existenz oder das Riskieren der eigenen physischen Existenz.

Effi Briest ist aus dieser Sicht der Dinge, und das macht den Text zu einem sehr traditionalistischen Text, zunächst ein Text über eine 8000 Jahre währenden Phase der Geschichte der Menschheit, ein Text über das Patriarchat. Indes wird das Gesetz der Ehre, das es in allen Kulturen gibt und das in einigen noch heute gilt, hier nochmals durchexerziert, aber ohne daß dahinter seitens der Beteiligten auch noch die geringste Überzeugung steht. Das Patriarchat ist ein ‚Götze‘ geworden, ein System, dessen Anforderungen von Innstetten, Crampas, selbst Effi, sich beugen, aber in klarer Erkenntnis seines Zwangscharakters und gegen ihre primären Handlungsimpulse. Das Patriarchat ist hohl geworden, und absehbar ist in diesem Text, daß die Epoche, in der es noch einmal durchexerziert wird, eine letzte Epoche ist – ohne daß klar würde, was an die Stelle des Patriarchats treten sollte. Innstetten will nicht tun, was er tun muß, Crampas will dies nicht, die Eltern von Effi wollen dies nicht; warum soll ein banaler, lange zurückliegender Fehltritt Leben zerstören? Aber daß sie sich dann alle doch diesem Götzen beugen, liegt schlicht daran, daß dem Ungenügen über das Gesetz der Ehre nicht bereits eine positive Vorstellung davon entspricht, wie die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und damit die gesamte Gesellschaft denn anders als patriarchalisch organisiert werden sollten. Und eine *positive* Alternative zum Patriarchat gibt es nach wie vor nicht.

Was aber die heutige Zeit von der Zeit dieses Texts trennt, ist, daß wir in einer Situation fundamentaler Unsicherheit uns nicht gegen bessere Einsicht unter die Herrschaft archaischer Strukturen begeben, sondern uns mit der Situation der Unsicherheit, des Tentativen zumindest provisorisch abfinden. Dies letztere ist möglicherweise ein entscheidendes Merkmal von Moderne: Unsicherheit, d.h. Kontingenz und Hyperkomplexität, nicht zu überwinden durch den Rekurs auf Tradition, sondern Kontingenz und Hyperkomplexität zunächst auszuhalten, als den unbefriedigenden, aber mög-

¹⁵ Dies trifft auch auf die Männer der Blutsfamilie zu (Väter, Brüder), wie man auch bei Fontane sieht: Bis kurze Zeit vor dem Tod ist Effi der Kontakt mit den eigenen Eltern versagt.

licherweise unabänderlichen Zustand des Lebens. Aus einer solchen Sicht der Dinge wäre Fontanes Text dann ungeachtet des gebrochenen Verhältnisses zum Überkommenen, das er inszeniert, letztlich noch ein Text der Prä-Moderne.

Ich möchte im zweiten Teil meiner Besprechung indes vorführen, inwiefern Fontanes Roman trotz der auf den ersten Blick fast noch archaischen Tönung der *histoire* zeitgemäß ist, d. h. um einiges moderner als die etwa 15 Jahre, 40 Jahre oder 60 Jahre früher geschriebenen französischen Referenztexte von Zola, Flaubert und Balzac. Die betreffende Ebene des Texts wird es auch gestatten, einige Bemerkungen zum epistemologischen Konnex von Romantik und Moderne zu verlieren.

Als die jungverheiratete Effi in Kessin eintrifft (die Passage, auf die ich Bezug nehme, situiert sich also ganz zu Beginn von Text und Handlung, dies ist für meine Deutung entscheidend), fallen ihr bei der Besichtigung ihres Hauses sogleich einige Dinge auf, in Form schlichter Abweichungen von dem einzigen Haus, in dem sie bislang gelebt hat, dem ihrer Eltern. Eine dieser Auffälligkeiten ist der Speicher des ehelichen Hauses. Dort erblickt sie auf einem Stuhl ein kleines Bildchen mit einem Mann von exotischem Aussehen, einem Chinesen, wie ihr ein Dienstmädchen sagt. Insetten hatte ihr bereits bei der Ankunft beiläufig von dessen Existenz und Tod berichtet, in der leicht ironischen Absicht, dem entlegenen neuen Wohnort von Effi so etwas wie eine rudimentäre Weltläufigkeit zuzuschreiben.¹⁶ In der Nacht meint Effi dann, den Chinesen auf dem Speicher hin- und hergehen zu hören. Sie beruhigt sich am nächsten Morgen mit der Erklärung, daß diese Geräusche von den Vorhängen vor den Fenstern des Speichers herrühren; während der warmen Jahreszeit läßt man diese Fenster nachts offen stehen, um für Kühlung zu sorgen. Immer und immer wieder fragt Effi nach dem Chinesen; die Auskünfte von Insettens bleiben unscharf. Schließlich präpariert sich aus den Erzählungen der Dienstmägde und anderer Einwohner des Orts eine rudimentäre Geschichte heraus: Ein alter Kapitän, ein China- und Japanfahrer, habe sich einst in Kessin niedergelassen, um seinen Ruhestand zu genießen. Als Diener habe er den Chinesen mitgebracht, dessen

¹⁶ „„Auch einen Chinesen. [...] jedenfalls haben wir einen gehabt; jetzt ist er tot und auf einem kleinen eingegitterten Stück Erde begraben, dicht neben dem Kirchhof. Wenn du nicht furchtsam bist, will ich dir bei Gelegenheit mal sein Grab zeigen; es liegt zwischen den Dünen, bloß Strandhafer drum rum und dann und wann ein paar Immortellen, und immer hört man das Meer. Es ist sehr schön und sehr schauerlich.““ (S. 45f.) – Zumal die feministisch engagierte neuere Fontane-Literatur behauptet, von Insetten nutze die Geschichte von dem Chinesen, um Effi einzuschüchtern, ihr Angst zu machen und sie auf diese Weise seiner Kontrolle zu unterwerfen. In der Tat wird dies im Text explizit so gesagt. Unbeachtet bleibt bei den von mir ansivierten Lektüren, daß die betreffende Behauptung Effi in den Mund gelegt ist (vgl. S. 182f.; ich zitiere die Passage unten, S. 18). Um Effis Bezichtigungen richtig einordnen zu können, müßte man freilich den Stellenwert der Geschichte des Chinesen in der Ökonomie ihres Bewußten und Unbewußten berücksichtigen (s. dazu anschließend).

Photo Effi auf ihrem Speicher gesehen hatte. Eines Tages habe der alte Kapitän die Verheiratung seiner Enkelin oder Nichte mit einem Kollegen verkündet und ein rauschendes Fest veranstaltet. Die Braut habe während der Feier mit dem Chinesen getanzt, sei danach spurlos verschwunden, gleichfalls der Chinesen. Was mit der Braut geschieht, ist unbekannt. Den Chinesen habe man 14 Tage später am Waldrand gefunden – tot; ob er eines natürlichen Todes gestorben ist, ob er ermordet wurde oder Selbstmord begangen hat, bleibt im unklaren. Man begräbt ihn außerhalb des Friedhofs, sein Grab kann man zu jener Zeit immer noch sehen. Seitdem Effi von dieser Geschichte weiß, fühlt sie sich von dem toten Chinesen bzw. von dessen Geist wie verfolgt. Immer wieder bittet sie von Innstetten, aus dem Spukhaus auszuziehen, aber ihr Mann tut ihre Ängste als unsinnig ab. Lange Zeit ist dann von dem Chinesen nicht mehr die Rede. Als das Ehepaar von Innstetten nach Berlin umgezogen ist, und Effi meint, mit dem Ort Kessin auch ihre gesamte Vergangenheit, vor allem den Ehebruch, hinter sich gelassen zu haben, stellt sie eines Tages voll Entsetzen fest, daß die Dienerin Johanna das Bild von dem Chinesen mit nach Berlin genommen hat. Seit dann wird sie wieder von der Vorstellung geplagt, der Chinesen verfolge sie.

Die Geschichte von dem Chinesen ist ein Zitat des Musters der romantischen Spuk- und Gespenstergeschichten, die vermutlich ihren Ursprung in der Gothic Novel des späten 18. Jahrhunderts haben und ihren literarischen Höhepunkt mit den phantastischen Erzählungen von E.T.A. Hoffmann fanden. Jene literarische Phantastik ist dadurch gekennzeichnet (ich beziehe mich hier auf Tzvetan Todorov¹⁷), daß in die banale Alltagswelt Ereignisse einbrechen, die rational nicht erklärbar sind und letztlich unerklärbar bleiben, die also einen ‚doute‘ (Zweifel) begründen, ob unsere Welt in dem aufgeht, was die Ratio erklären kann, oder ob es nicht Strata der Realität gibt, die sich unserem vernunftmäßigen Zugriff entziehen. Das Faszinosum, das phantastische Geschichten bis heute auszulösen imstande sind, resultiert laut Todorov aus eben diesem Verunsicherungseffekt: In der Moderne, der Epoche rationaler Weltanalyse und -beherrschung, den Gedanken zu inszenieren, es gebe möglicherweise Schichten der Realität, von denen wir nicht wissen, die aber fallweise in unsere Lebenswirklichkeit eindringen und uns dann dauerhaft mit dem Gefühl zurücklassen, daß wir diese Lebenswelt nur zum Teil überschauen und zum Teil Objekte von Mächten sind, die sich unserer Kontrolle entziehen. – Indes, hier bei Fontane, liegen die Dinge ein wenig anders. Denn welcher Leser des Texts würde annehmen wollen, der spukende Chinesen habe einen irgend objektiven Status? Ganz offensichtlich ist die gesamte Spukgeschichte eine subjektive Konstruktion von Effi, womit wir als Leser uns aufgefordert sähen, nach dem zu suchen, was Effis Einbildung ‚objektiv‘ zugrunde liegt.

Die berühmteste rationalistische Reduktion des Grundgedankens der Phantastik hat ohne Zweifel Sigmund Freud geliefert, in seiner Analyse von

¹⁷ Tzvetan Todorov, *Introduction à la littérature fantastique*. Paris 1970.

E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann* als Paradigma dessen, was Freud ‚das Unheimliche‘ (so auch der Titel der Abhandlung)¹⁸ nennt. Laut Freud sind die unheimlichen Dinge, die die Perspektiventräger phantastischer Erzählungen wahrnehmen, Projektionen von deren Unbewußtem, d.h. von deren Triebwünschen, die das Über-Ich, die Ratio, so stark kontrolliert, daß sie verdrängt, nicht-bewußt sind und sich gewissermaßen nur auf Umwegen einen Weg ins bewußte Sein schaffen können.¹⁹ Ein solcher Umweg ist das Wahrnehmen von Dingen, die es nicht gibt, Wahnvorstellungen also im Klartext. Jene Wahnvorstellungen lagern sich an ein relativ beliebiges Material an, das in der gegebenen Realität der betreffenden Person zuhanden ist und das einen metonymisch verschobenen bzw. metaphorischen Konnex zu den unbewußten Wünschen der halluzinierenden Figur herzustellen gestattet.

Effis Vorstellung, vom Geist des toten Chinesen verfolgt zu werden, fügt sich ohne Zweifel lückenlos einer solchen freudianischen Interpretation als einer ‚Wiederkehr des Verdrängten‘. Die Geschichte besteht in einer klassischen Dreieckskonstellation: Die Braut (die Enkelin oder Nichte des Kapitäns), der Bräutigam und der Chineser. Braut und Chineser verschwinden während der Feier, von der Braut hört man nie wieder etwas, der Chineser wird zwei Wochen später tot aufgefunden. Die Braut wäre bei einer Deutung in den Bahnen Freuds eine Chiffre von Effi, der Bräutigam verträte von Innstetten, der Chineser die Instanz eines weiteren Mannes – dessen Exotismus stünde dafür, daß der Wunsch-Mann der Braut, also Effis, etwas ganz anderes ist als der Bräutigam, also als von Innstetten, der durchschnitt-

¹⁸ Sigmund Freud, *Das Unheimliche* (1919), in: ders., Studienausgabe, hg. von Alexander Mitscherlich u.a., 10 Bde. Frankfurt/M. 1969-1975, Bd. 4 (1970): *Psychologische Schriften*, S. 241-274.

¹⁹ Aus Sicht von Freuds Theorie selbst, die sich ja als transhistorisch versteht, bereitet es kein Problem, einen Text, der entstand, bevor sie veröffentlicht war, durch die Brille dieser Theorie zu lesen. Aber auch aus einer externen Sicht ist dies alles andere als unplausibel. Freud war gewiß eine Ausnahmerecheinung in der neueren okzidentalen Geistes- und Wissensgeschichte, aber er war dies, indem er diskursive Grundwellen seiner Zeit – der Zeit, in der auch Fontanes Texte entstehen – in sowohl rational wie rhetorisch bezwingender Art und Weise verdichtete (vgl. dazu Paola Traverso, „Psyche ist ein griechisches Wort ...“. *Rezeption und Wirkung der Antike im Werk von Sigmund Freud*. Frankfurt/M. 2003). – Was Freuds Fontane-Lektüre betrifft, ist bekannt, daß er das auch von mir unten gebrachte Zitat des Vorgesetzten v. Innstettens, des alten Willersdorf: das einzige, was den Menschen bleibe, um das Leben zu bewältigen, seien ‚Hilfskonstruktionen‘, in seiner Kulturtheorie, so, wie er sie abschließend in *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) formuliert hat, ausdrücklich bemüht, als Erläuterung und (rhetorische) Stützung seines Arguments, daß wir der „Linderungsmittel“ bedürfen, um die allzu große ‚Schwere‘ des Lebens („Schmerzen, Enttäuschungen, unlösbare Aufgaben“) überhaupt „ertragen“ zu können (Freud, Studienausgabe, a.a.O., Bd. 9 [1974]: *Fragen der Gesellschaft, Ursprünge der Religion*, S. 191-270, Zitate S. 207).

liche Normal-Mann.²⁰ Effi, so wäre zu deuten, sehnt sich nach einem ganz anderen Mann als nach dem, dem sie legal verbunden ist. Der Tod des Chinesen wäre zu lesen als Wunsch der Braut (proprie: Effis), das Geschehene, den Ehebruch, zu beenden und den einzigen Zeugen, den Ehebrecher, zu vertilgen.

Die gesamte Geschichte von dem Chinesen indes hat sich ‚tatsächlich‘ so oder ähnlich in Kessin zugetragen – Effi erfindet sie ja nicht, sondern sie wird ihr von den Bewohnern des Ortes erzählt. Das entscheidende Moment ist also, daß Effi sich von dem ‚Geist‘ des Chinesen verfolgt fühlt. Diese Verfolgung gehört nicht mehr zu dem tatsächlich Vorgefallenen, sondern besteht einzig und allein in Effis Vorstellung bzw. Einbildung, was wiederum darauf verwies, daß die Titelheldin deshalb so sehr von der betreffenden Geschichte affiziert wird, weil sich ihr Unbewußtes und dessen Wünsche darin in der skizzierten, ‚umbesetzten‘ Art und Weise ausdrücken können. Die ‚Angst‘ vor der Verfolgung durch den Chinesen wäre also nichts anderes als die Angst vor den eigenen Triebwünschen. Diese in der Fontane-Forschung bis auf den heutigen Tag weitgehend unregistriert gebliebene Dimension der betreffenden, auf den ersten Blick so sehr romantisch-‚poetischen‘ Episode²¹ wird im übrigen in Fontanes Text, und zwar von Effi selbst, an einer Stelle explizit gemacht:

²⁰ Der Konnex von klischeehaftem fernöstlichen Exotismus und Sexualität in Effis Unterbewußtsein wird deutlich gemacht, wenn über die Wünsche der sexuell noch völlig naiven Braut anlässlich des Kaufs der Aussteuer berichtet wird: Sie wünscht sich für das eheliche Schlafzimmer einen japanischen Bettschirm und eine Lampe mit „rotem Schein“ (S. 30).

²¹ Zu dem oben von mir artikulierten Vorwurf an die Adresse der Fontane-Forschung vgl. auch Thomas Degering, Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft in Fontanes *Effi Briest* und Flauberts *Madame Bovary*. Bonn 1978, S. 37-47. Natürlich ist die Episode, die Fontane selbst als einen „Drehpunkt für die ganze Geschichte“ bezeichnet hat (Brief an Josef Viktor Widmann, 19.11.1895, in: Fontane, Werke, Schriften und Briefe, a.a.O., Abt. IV, Bd. 4 [1982]: 1890-1898, hg. von Otto Drude u. Helmuth Nürnberger, S. 506), nicht völlig unbeachtet geblieben; aber die Lektüren in Richtung einer „erotische[n] Bedeutung“ bleiben in der Regel so unspezifisch wie mit diesem Zitat bezeichnet (s. die Zusammenfassung der Positionen der Forschung bei Ulrike Rainer, Effi Briest und das Motiv des Chinesen: Rolle und Darstellung in Fontanes Roman“, in: Zeitschrift für Deutsche Philologie 101 (1982), S. 545-561, Zitat S. 557). – Einen knappen Hinweis in Richtung der hier von mir entwickelten Lektüre habe ich gefunden bei Michael Andermatt, ‚Es rauscht und rauscht immer, aber es ist kein richtiges Leben.‘ Zur Topographie des Fremden in Fontanes *Effi Briest*, in: Hanna Delf v. Wolzogen u. Helmuth Nürnberger (Hg.), Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes, 13.-17. September 1998 in Potsdam, 3 Bde., Bd. 3: Geschichte, Vergessen, Großstadt, Moderne. Würzburg 2000, S. 189-199, hier S. 195. Andermatt verweist in den ausführlichen Anmerkungen seines Aufsatzes nicht auf weitere Vertreter einer entsprechenden Deutung der Geschichte von dem Chinesen. – Eine in eine ganz andere Richtung weisende psychoanalytische Interpretation liefert Gisela Greve, Theodor Fontanes *Effi Briest*. Die Entwicklung einer Depression, in: Jahrbuch der Psychoanalyse 18 (1986), S. 195-220: „Offenbar ist der Chinese Effis phal-

Effi lachte so herzlich, wie sie seit langem nicht mehr gelacht hatte. Doch es war von keiner Dauer, und als Innstetten ging und sie allein ließ, setzte sie sich an die Wiege des Kindes, und ihre Tränen fielen auf die Kissen. Es brach wieder über sie herein, und sie fühlte, daß sie wie eine Gefangene sei und nicht mehr heraus könne.

Sie litt schwer darunter und wollte sich befreien. Aber wiewohl sie starker Empfindungen fähig war, so war sie doch keine starke Natur; ihr fehlte die Nachhaltigkeit, und alle guten Anwandlungen gingen wieder vorüber. So trieb sie denn weiter, heute, weil sie's nicht ändern konnte, morgen, weil sie's nicht ändern wollte. Das Verbotene, das Geheimnisvolle hatte seine Macht über sie.

So kam es, daß sie sich, von Natur frei und offen, in ein verstecktes Komödienspiel mehr und mehr hineinlebte. Mitunter erschrak sie, wie leicht es ihr wurde. Nur in einem blieb sie sich gleich: sie sah alles klar und beschönigte nichts. Einmal trat sie spät abends vor den Spiegel in ihrer Schlafstube; die Lichter und Schatten flogen hin und her, und Rollo schlug draußen an, und im selben Augenblick war es ihr, als sähe ihr wer über die Schulter. Aber sie besann sich rasch. „Ich weiß schon, was es ist; es war nicht *der*“, und sie wies mit dem Finger nach dem Spukzimmer oben. „Es war was anderes ... mein Gewissen ... Effi, du bist verloren.“²²

Man könnte also sagen, daß der Lebensweg von Effi recht konsequent einlöst, was in dieser ganz zu Beginn von ihr erlebten bzw. herbeihalluzinierten phantastischen Geschichte enthalten ist: daß ihr Leben in der Revolte ihrer Triebwünsche gegen die Imperative des Über-Ichs, der Erfüllung ihrer Rolle als Gattin und Mutter besteht.

Michel Foucault hat in *Les Mots et les choses* bekanntlich vertreten, daß an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Episteme, die Struktur des Wissens und der Rede über die Welt, einen grundlegenden Umbruch erfährt. Im 17. und 18. Jahrhundert dominiert eine diskursive Formation, die Foucault die Episteme der Repräsentation oder auch der Transparenz nennt. Ohne dies hier ausführen zu wollen: in dem Zeitalter, das wir gewöhnlich ‚Aufklärung‘ nennen, galt als ausgemacht, daß die rationale Beschreibung und Klassifizierung des Wahrnehmbaren die Welt lückenlos zu erklären vermag.

Die Episteme, die mit Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzt und die – laut Foucault – bis heute unser Denken reguliert, nennt dieser die Episteme der ‚profondeur‘ (Tiefendimension). Gemeint ist damit, daß die Wahrheit über die Welt nicht mehr als im Wahrnehmbaren gegeben gilt, sondern als angesiedelt in einer Tiefe, die von dem unmittelbar Wahrnehmbaren verborgen wird. Foucault benennt eine Reihe von ‚instaurateurs de discursivité‘

lisch-männliche Wiederauflage ihrer projektiven Kindheitsangst: von einer oralen Urszenenmutter verschlungen zu werden.“ (S. 204).

²² S. 169 (Hervorhebung dort).

für diese Episteme der profon deur, Marx, Darwin, Freud. Insbesondere Freuds Anthropologie erscheint nachgerade als ein Paradigma einer so verstandenen Tiefendimensionalität: Wir, d.h. der Mensch, sind nicht Herr im eigenen Hause, all unser bewußtes Agieren, d.h. die Oberfläche unseres Seins, ist tatsächlich ein beständiger Kampf zwischen dem uns anerzogenen Über-Ich und den uns völlig unbewußten Triebwünschen sexueller und aggressiver Natur. Daß aus diesem Kampf von Über-Ich und Es dann ein ‚Ich‘ entsteht, im Sinne eines mit den Triebwünschen und den Forderungen der Moral versöhnten harmonischen Ganzen, diese etwas banale Dialektik hat Freud selbst im Zuge seines Schaffens wohl immer skeptischer beurteilt.²³

Ich hoffe, mit diesen Hinweisen einige Denkanstöße gegeben zu haben, inwiefern Fontanes Text mit dem Moment seiner, man möchte fast sagen, typisch deutsch-betulich-romantischen Spukgeschichte ein eminent moderner Text ist, was das Weltmodell, die epistemische Basis angeht.²⁴ Die ‚Wahrheit‘, die der Fontane-Text präsentiert, wäre aus einer solchen Sicht sogar eine um einiges ‚modernere‘ als die Wahrheit über den Menschen, die etwa Flaubert und Zola präsentieren. Bei jenen ist die Transgression elementarer moralischer Normen immer inszeniert als Produkt *spezifischer* Bedingungen. Moralische Transgression zu inszenieren als Produkt spezifischer Bedingungen heißt auch, sie zumindest prinzipiell als vermeidbar hinzustellen. Ich erinnere daran, wie Emma Bovary, die Heldin Flauberts, zur Ehebrecherin wird: durch die Lektüre falscher Bücher und durch das mangelnde Vermögen, zwischen Phantasie und Realität zu trennen. Dies steht in der Tradition der Platonischen, später der christlichen, näherhin Augustinischen Kritik an der Verderblichkeit der phantasmata, dem Produzieren von Wunschbildern. Eine solche Analyse wiederum impliziert den Gedanken, daß durch das Einüben rechten Verhaltens (aristotelisch: *hexis*), hier also: das Meiden des Sich-Einlassens mit den Phantasmata, der Weg, den Emma gegangen ist, vermeidbar wäre.²⁵

²³ Sie ist allerdings die einigermaßen naive Basis des in allen spätmodernen westlichen Gesellschaften üblichen Rituals der *talking cure*.

²⁴ Es sei nur ein Satz zu der sich eventuell stellenden Frage gesagt, ob man dann nicht auch bereits die ‚originalen‘ romantischen Gespenstergeschichten in diesem Sinne als ‚modern‘ würde einordnen müssen. Was Fontanes Roman von jenen Referenztexten trennt, ist die im Text selbst artikulierte ‚rationalistische‘ Funktionalisierung der Gespenstergeschichte. Ich erinnere an Freuds *Sandmann*-Interpretation: In jenem Fall ist die Deutung der gesamten Verwicklungen als Reflex des Unbewußten zwar völlig plausibel, aber sie ist eine reine Allegorisierung. Bei Fontane ist die entsprechende Allegorese, in gewisser Weise nach dem Schema der *allegoria permixta*, im Text selbst vorgegeben.

²⁵ Bei Zola sind jene spezifischen Bedingungen an erster Stelle die Erbanlagen, an zweiter Stelle das ‚Milieu‘. Eine Möglichkeit individueller Meidung der Konsequenzen dieser Bedingungen gibt es hier natürlich nicht, im Unterschied zum insofern noch recht traditionell moralphilosophisch denkenden Flaubert; umso nachhaltiger ist der Gedanke einer kollektiven, gesellschaftlichen Einflußnahme, zumindest soweit das ‚Milieu‘ betroffen ist; aber auch der Gedanke der Eugenik ist Zola nicht völlig fremd.

Ganz anders bei Fontane: Effis Lebensweg erscheint auf der Ebene des Wahrnehmbaren, des Bewußten, als Konsequenz eines Fluchs, der auf ihr lastet, seitdem sie das Kessiner Haus betreten hat, und auf der Ebene der darunter verborgenen Profondeur als Variante eines universellen, allgemein-menschlichen Tribschicksals, dessen tragisches Ende allein bedingt ist durch einige in ihrer Banalität nicht zu überbietende Zufälle, an erster Stelle den Fund der Briefe von Crampas in einem Nähkästchen. Freudianisch gesehen ist natürlich das Faktum, daß Effi nicht das Nächstliegende getan hat, nämlich, die Briefe zu verbrennen, Reflex ihres unbewußten Wunsches nach Bestrafung, welch letzterer dann auch ihr Dahinsiechen und ihren frühen Tod bedingt. Freudianisch gesehen gibt es aber im Prinzip keinen anderen Weg als den, den Effi gegangen ist. Wenn man den Fontane-Text genau liest, stellt man fest, daß alle einigermaßen individuierten Frauen des Texts (Effis Dienerin Roswitha, aber auch ihre Mutter) diesen Weg gegangen sind, und v.a. gibt es keine Lösung des grundsächlichen Dilemmas, insofern Kultur/Zivilisation immer (nach Freud) rigorose Triebkontrolle voraussetzt. Daß jene anderen Frauen dann ein weniger trauriges Ende als Effi nehmen, ist, wie gesagt, allein begründet in dem völlig kontingenten Zuhandensein oder Nicht-Zuhandensein dieser oder jener banaler Umstände. Und ob letztlich der Weg dieser anderen Frauen ein glücklicherer war? Luise, Effis Mutter, deren Affäre unentdeckt blieb, ist an der Seite des alten Briest, der ein ungleich weiserer und fürsorglicherer Ehemann ist als von Innstetten, immerhin so frustriert und unglücklich geworden, daß sie den fast unverzeihlichen Fehler begeht, ihre eigene 17-jährige Tochter mit eben dem Mann zu verheiraten, mit dem sie sich einst als junges Mädchen und ohne Chancen auf Verehelichung eingelassen hatte.

Nun ist das spezifische Modernitäts-Potential des Fontane-Texts aus meiner Sicht mit dem beschriebenen Moment keineswegs schon erschöpft. Freud, der Theoretiker des Unbewußten, ist, wie alle genannten Begründer der romantisch-modernen Episteme, letztlich ein dezidierter Rationalist. Wir wissen als einzelne schwerlich, was uns umtreibt, und leben bewußt eine Existenz, die eine Mischung aus Illusionen und Wahnvorstellungen ist, aber im Prinzip vermag die Ratio das Wesen des Menschen zu erkennen – welch letzteres eben in der berühmten Freudschen Triade von Es, Über-Ich und Ich begründet ist. Auf dieser Ebene gesprochen könnte man mit Bezug auf Fontanes Titel-Figur sagen, daß (vermutlich) Effi sich selbst ein Rätsel ist und auf immer bleibt, keineswegs aber dem impliziten Erzähler und dem Leser.

Aber, und dies ist der letzte Teil meiner Analyse, das Weltmodell dieses Texts geht nicht darin auf, daß uns Lesern hinter der wahrnehmbaren Oberfläche der Dinge das wahre Wesen der Welt enthüllt würde – der Fontane-Text zieht in Zweifel, ob es jenes ‚wahre Wesen‘ der Welt als wißbares überhaupt gibt.

Ich habe bereits angedeutet, daß der effektive physische Tod von Crampas in einer orthodox-freudianischen Deutung des Lebens von Effi

nicht voll unterzubringen ist; Zufall, würde man also sagen, genauso gut hätte bei dem Duell von Innstetten sterben können. Vor diesem dramatischen Ende, während der Berliner Jahre, als für Effi die Affäre bereits lange zurückliegt und sie die Episode für überwunden hält, unternehmen sie und Innstetten eine Reise nach Rügen. Das Hotel, in dem sie gebucht haben, erweist sich als unkomfortabel, Effi sucht eine Alternative, im nächsten Dorf an der Küste. In panischem Entsetzen liest sie das Ortsschild: „Crampas“²⁶ – Zufall, würde man sagen wollen.

Eine dritte Stelle, die ich zitieren möchte, ist dem Kapitel entnommen, in dem von Innstetten Effi mitteilt, daß man nach Berlin übersiedeln werde.

„[...] Und du wirst eine Ministerialrätin sein und in Berlin leben, und in einem halben Jahre wirst du kaum noch wissen, daß du hier in Kessin gewesen bist und nichts gehabt hast als Gieshübler und die Dünen und die Plantage.“

Effi sagte kein Wort, und nur ihre Augen wurden immer größer; um ihre Mundwinkel war ein nervöses Zucken, und ihr ganzer zarter Körper zitterte. Mit einem Male aber glitt sie von ihrem Sitz vor Innstetten nieder, umklammerte seine Knie und sagte in einem Tone, wie wenn sie betete: „Gott sei Dank!“

Innstetten verfärbte sich. Was war das? Etwas, was seit Wochen flüchtig, aber doch immer sich erneuernd über ihn kam, war wieder da und sprach so deutlich aus seinem Auge, daß Effi davor erschrak. Sie hatte sich durch ein schönes Gefühl, das nicht viel was andres als ein Bekenntnis ihrer Schuld war, hinreißen lassen und dabei mehr gesagt, als sie sagen durfte. Sie mußte das wieder ausgleichen, mußte was finden, irgendeinen Ausweg, es koste, was es wolle.

„Steh auf, Effi. Was hast du?“

Effi erhob sich rasch. Aber sie nahm ihren Platz auf dem Sofa nicht wieder ein, sondern schob einen Stuhl mit hoher Lehne heran, augenscheinlich, weil sie nicht Kraft genug fühlte, sich ohne Stütze zu halten.

„Was hast du?“ wiederholte Innstetten. „Ich dachte, du hättest hier glückliche Tage verlebt. Und nun rufst du ‚Gott sei Dank‘, als ob dir hier alles nur ein Schrecknis gewesen wäre. War *ich* dir ein Schrecknis? Oder war es was andres? Sprich.“

„Daß du noch fragen kannst, Geert“, sagte sie, während sie mit einer äußersten Anstrengung das Zittern ihrer Stimme zu bezwingen suchte.

„Glückliche Tage! Ja, gewiß, glückliche Tage, aber doch auch andre. Nie bin ich die Angst hier ganz los geworden, nie. Noch keine vierzehn Tage, daß es mir wieder über die Schulter sah, dasselbe Gesicht, derselbe fahle Teint. Und diese letzten Nächte, wo du fort warst, war es auch wieder da, nicht das Gesicht, aber es schlurrt wieder, und Rollo schlug wieder an, und Roswitha, die’s auch gehört, kam an mein Bett und setzte sich zu mir, und erst, als es schon dämmerte, schliefen wir wieder ein. Es ist ein Spukhaus, und ich hab’ es auch glauben sol-

²⁶ S. 210.

len, das mit dem Spuk – denn du bist ein Erzieher. Ja, Geert, das bist du. Aber laß es sein, wie's will, soviel weiß ich, ich habe mich ein ganzes Jahr lang und länger in diesem Hause gefürchtet, und wenn ich von hier fortkomme, so wird es, denk' ich, von mir abfallen, und ich werde wieder frei sein.“

Innsetten hatte kein Auge von ihr gelassen und war jedem Worte gefolgt. Was sollte das heißen: „du bist ein Erzieher“? und dann das andere, was vorausging: „und ich hab' es auch glauben sollen, das mit dem Spuk“. Was war das alles? Wo kam das her? Und er fühlte seinen leisen Argwohn sich wieder regen und fester einnisten. Aber er hatte lange genug gelebt, um zu wissen, daß alle Zeichen trügen und daß wir in unsrer Eifersucht, trotz ihrer hundert Augen, oft noch mehr in die Irre gehen als in der Blindheit unsres Vertrauens. Es konnte ja so sein, wie sie sagte.²⁷

Man beachte v.a. den letzten Passus. Er ist hier bezogen auf die konkrete Situation, aber sein Belang ist ein allgemeiner: ‚alle Zeichen trügen‘, und sowohl das Vertrauen in die Verlässlichkeit der Zeichen (d.h. des Wahrnehmbaren und seiner konventionellen Deutung) als auch das skeptische Mißtrauen gegen die Verlässlichkeit des Wahrnehmbaren führen in die Irre, wobei es das skeptische Mißtrauen, d.h. die verstandesmäßige Prüfung der Verlässlichkeit des Wahrnehmbaren sei (das also, was wir gemeinhin rationale Analysis nennen), was oftmals noch mehr in die Irre führe als das blinde Vertrauen auf die puren Phänomene.

Es ließen sich noch eine Fülle weiterer Stellen zitieren, die allesamt diese Linie bestätigen, den Zweifel also, ob sich überhaupt etwas Definitives über die Welt und die Menschen aussagen läßt, oder ob die rationale Analyse, das Forschen nach der Tiefendimension, der Wahrheit hinter den Oberflächen, nicht eventuell ebensolche Irrtümer produziert wie das Sich-Verlassen auf die Oberfläche. Ist Effis Leben unabwendbares Schicksal? Und wenn, wer hat es gefügt? Sind die zahlreichen Zufälle in ihrem Leben reduktibel auf ein dahinter liegendes Muster, oder versagt die Ratio letztlich bei jedem Versuch, eine systematische Ordnung in dieses Leben zu bringen? Ich zitiere die Schlußsätze des Texts, aus dem Gespräch der Eltern nach Effis Tod:

„Ob wir nicht doch vielleicht schuld sind?“

„Unsinn, Luise. Wie meinst du das?“

„Ob wir sie nicht anders in Zucht hätten nehmen müssen. Gerade wir. Denn Niemeyer ist doch eigentlich eine Null, weil er alles in Zweifel läßt. Und dann, Briest, so leid es mir tut ... deine beständigen Zweideutigkeiten ... und zuletzt, womit ich mich selbst anklage, denn ich will nicht schadlos ausgehen in dieser Sache, ob sie nicht doch vielleicht zu jung war?“

²⁷ S. 182f. (Hervorhebung dort).

Rollo, der bei diesen Worten aufwachte, schüttelte den Kopf langsam hin und her, und Briest sagte ruhig: „Ach, Luise, laß ... das ist ein zu weites Feld.“²⁸

Diese Worte sind eine *mise en abîme* des gesamten Texts – hier Luise, die Mutter, in ihrem verzweifelten Versuch, das Vorgefallene zu verstehen, d.h. auf allgemeine Muster zu beziehen, dort die Kapitulation des Vaters vor dem Impetus rationaler Analyse – die auch insofern höchst implikativ ist, als sie die unabdingbare Konsequenz der spät- oder postmodernen Kapitulation vor der Aufgabe rationaler Analyse figuriert. Der nominalistische Relativismus und Skeptizismus, den der alte Briest vertritt: die Ratio vermag die Fülle der einzelnen Phänomene von Welt und Leben *nicht* auf den Begriff zu bringen, impliziert fundamentale moralische Indifferenz, ein mattes Hinnehmen dessen, was ist. Immerhin ist dieses Diktum, das zu den sprachlichen Idiosynkrasien des alten Briest zählt, also eine Formel, die er immer zitiert, wenn er eine Sache nicht weiterdiskutieren will, hier gesagt angesichts des frühen Todes seiner einzigen Tochter.

Wir wissen aus der Geschichte der Moderne, daß die sich zur Absolutheit erhebende Ratio Terror gebiert. Wer meint, die Welt voll und ganz erklären zu können, fühlt sich dann auch gerechtfertigt, diese Wahrheit gegen alle Widerstände und jenseits aller moralischen Tabus durchzusetzen. Aber es ist, bzw. es scheint mir eine Illusion der späten Moderne oder Postmoderne, daß das Hinnehmen des letztlich-Nicht-Wissen-Könnens eine *moralisch* überlegene Position begründet. Der alte Briest, der die Schlußworte des Texts spricht, ist weise, aber er ist von jener Weisheit, die sich von dem Gedanken einer auch nur partiellen Reduktion des Übels in der Welt gar nicht mehr affizieren läßt.

So ist die Lehre von Fontanes Text von einer fast schon beklemmenden Düsternis.²⁹ Der Kapitulation vor dem Wissen-Wollen und -Können (figu-

²⁸ S. 295f. (Hervorhebungen dort).

²⁹ Meine Deutung des Fontane-Texts im Zeichen des ‚Unheimlichen‘ steht, was die neuere Forschung anbelangt, in deutlichem Gegensatz zu Rainer Warnings Lektüre, der die Texte im Zeichen von „Behaglichkeit“ sieht (vgl. Flaubert und Fontane, in: Rainer Warning, *Die Phantasie der Realisten*. München 1999, S. 185-239, Zitat S. 199; die Formulierung nimmt Bezug auf Fontane selbst, näherhin auf eine Passage aus dem Fragment *Oceane von Parceval* (vgl. S. 198); zu Warnings globaler Einordnung Fontanes vgl. auch S. 189: „Haben wir bei Flaubert den Tod, so bei Fontane die Verklärung.“). Die entsprechende Auffassung, die Fontane schließlich auf die Dimension des „Causeur“ reduziert (S. 204) (man beachte auch das Zitat der entsprechenden Selbsteinordnung von Fontane, welche in eine ganz andere Richtung deutet (S. 219), aus: Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, a.a.O., Abt. IV, Bd. 3 [1980]: 1879-1889, hg. von Otto Drude u.a., S. 206), steht in der Tradition von Wolfgang Preisendanz (*Humor als dichterische Einbildungskraft. Studien zur Erzählkunst des poetischen Realismus*. 2. Aufl. München 1976 [1. Auflage 1963], S. 214-241), geht allerdings in einer vom Fixpunkt ‚Flaubert‘ geprägten Sicht in der Akzentuierung der (aus meiner Sicht vorgeblichen) harmonisierenden Tendenzen bei Fontane

riert in den Worten des alten Briest) entspricht auf der Ebene des Handelns (wie sollen wir *leben* in einer Welt, deren Funktionieren uns letztlich unergründlich ist?) eine Haltung, die am plakativsten zu Tage tritt in einer Szene des vorletzten Kapitels, die von Innstetten fokussiert. Mehr und mehr quält ihn, daß er um eines Ehrenkodex willen, an den er, wie zitiert, selbst kaum noch glaubt, seine Frau, seine Ehe, sein Kind, sich selbst, das Leben eines Dritten zerstört hat, und dies alles quält ihn bis hin zu dem Wunsch, einfach wegzulaufen aus seiner bisherigen Existenz, in die Kolonien zu gehen, nach Afrika. Er diskutiert dies mit seinem Vertrauten, dem ehemaligen Vorgesetzten Wüllersdorf, der ihm schon bei dem Duell als Sekundant gedient hatte.

„Ach was, Innstetten, das sind Launen, Einfälle. Quer durch Afrika, was soll das heißen? Das ist für 'nen Leutnant, der Schulden hat. Aber ein Mann wie Sie! Wollen Sie mit einem roten Fes einem Palaver präsidieren oder mit einem Schwiegersohn von König Mtesa Blutsfreundschaft schließen? Oder wollen Sie sich in einem Tropenhelm, mit sechs Löchern oben, am Kongo entlangtasten, bis Sie bei Kamerun oder da herum wieder herauskommen? Unmöglich!“

„Unmöglich? Warum? Und *wenn* unmöglich, was dann?“

„Einfach hierbleiben und Resignation üben. Wer ist denn unbedrückt? Wer sagte nicht jeden Tag: ‚Eigentlich eine sehr fragwürdige Geschichte.‘ [...] In der Bresche stehen und aushalten, bis man fällt, das ist das beste. Vorher aber im kleinen und kleinsten so viel heraus schlagen wie möglich und ein Auge dafür haben, wenn die Veilchen blühen oder das Luisendenkmal in Blumen steht oder die kleinen Mädchen mit hohen Schnürstiefeln über die Korde springen. Oder auch wohl nach Potsdam fahren und in die Friedenskirche gehen, wo Kaiser Friedrich liegt, und wo sie jetzt eben anfangen, ihm ein Grabhaus zu bauen. Und wenn Sie da stehen, dann überlegen Sie sich das Leben von *dem*, und wenn Sie dann nicht beruhigt sind, dann ist Ihnen freilich nicht zu helfen.“

„Gut, gut. Aber das Jahr ist lang, und jeder einzelne Tag ... und dann der Abend.“

„Mit dem ist immer noch am ehesten fertig zu werden. Da haben wir ‚Sardanapal‘ oder ‚Coppelia‘ mit der del Era, und wenn es damit aus

ne und der sich daran knüpfenden relativen Abwertung ungleich weiter als Preisendanz. Der weitere Horizont des Arguments ist die aus Warnings anderweitigen Veröffentlichungen bekannte Vereinnahmung Flauberts für eine poetologische Position, die im Zeichen der „Absage an alle Mimesis“ stehe (S. 235), und Flaubert zumindest als Vorläufer, wenn nicht gar als erste Manifestation des „selbstreferentiellen Schreibens“ der „avantgardistische[n] Narrativik des 20. Jahrhunderts“ sieht (S. 239); kritisch dazu: Joachim Küpper, *Mimesis und Botschaft bei Flaubert*, in: *Romanistisches Jahrbuch* 54 (2003), S. 180-212. Die lange Abhandlung, die auf zahlreiche Texte Fontanes ausführlich eingeht, bezieht Effi Briest, den Text, der den sichersten Zugriff auf die Relation Flaubert - Fontane erlaubt, nur gelegentlich und ganz am Rande mit ein.

ist, dann haben wir Siechen³⁰. Nicht zu verachten. Drei Seidel beruhigen jedesmal. Es gibt immer noch viele, sehr viele, die zu der ganzen Sache nicht anders stehen wie wir, und einer, dem auch viel verquer gegangen war, sagte mir mal: ‚Glauben Sie mir, Wüllersdorf, es geht überhaupt nicht ohne ‚Hilfskonstruktionen‘.‘ Der das sagte, war ein Baumeister und muß‘ es also wissen. Und er hatte recht mit seinem Satz. Es vergeht kein Tag, der mich nicht an die ‚Hilfskonstruktionen‘ gemahnte.“³¹

Die Attitüde zur Welt, die sich hier reflektiert, hat Hans Blumenberg als die ‚Endgültigkeit des Vorläufigen‘³² bezeichnet und Blumenbergs Schüler Odo Marquard, der – neben Richard Rorty – profilierteste Neo-Skeptizist in der heutigen philosophischen Szene, hat daraus eine positive Moralphilosophie in skeptischer Tradition gewinnen wollen, die er unter das Schlagwort des Sich-Einrichtens im Provisorischen gestellt hat.³³ Was bei Blumenberg noch rein diagnostisch gemeint ist (das, was wir für vorläufig halten, ist oftmals das Endgültige; oder, im Klartext: es gibt weder Wahrheit noch Glück), hat Marquard zu einer authentischen Handlungslehre gewendet. ‚Es geht überhaupt nicht ohne Hilfskonstruktionen‘ – dieser Satz der Fontane-Figur Wüllersdorf ist ja eher im Sinne Blumenbergs gemeint, als ein resigniertes Hinnehmen dessen, was unabänderlich ist. In der Tradition der pyrrhonischen Skepsis hingegen vertreten Marquard und letztlich auch Rorty, daß ‚Glück‘ in nichts anderem bestehe als in dem Sich-Einrichten in Hilfskonstruktionen. Dies mag durchaus sein, aber es bedeutet auch, und dies ist bei Fontane in unnachahmlicher Prägnanz formuliert, daß sich ‚Glück‘ dann darauf beschränkt, am Abend ein Stück auf der Bühne (oder heute im Kino bzw. im Fernsehen) anzusehen und danach noch einige Gläser Bier zu trinken. Diese Lebenslehre scheint der Menschheit nicht zu genügen – wie wir in unserer eigenen Epoche sehen, in der seit nunmehr etwa zehn Jahren der resignative Skeptizismus der Spät-Moderne, der in Fontanes Roman vielleicht erstmals eine bündige literarische Gestaltung gefunden hat, durch eine energisch be-

³⁰ Der Siechen-Bierpalast am Potsdamer Platz war im zeitgenössischen Berlin in etwa das, was in München bis heute und mit weltweiter Notorietät das Hofbräuhaus ist.

³¹ S. 288f. (Hervorhebung dort).

³² Hans Blumenberg, *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt/M. 1981, S. 347.

³³ „Das Prinzipielle ist lang, das Leben ist kurz; wir können mit dem Leben nicht warten auf die prinzipielle Erlaubnis, es nunmehr anfangen oder leben zu dürfen; denn unser Tod ist schneller als das Prinzipielle: das eben erzwingt den Abschied vom Prinzipiellen. Darum muß der endliche Mensch – einstweilen, in provisorischer Moral: aber jedenfalls bis zu seinem Tod – ohne prinzipielle Rechtfertigung leben (so daß das Gewissen jeweils mehr Einsamkeit ist als Universalität; Mündigkeit ist vor allem Einsamkeitsfähigkeit): er muß kontingent und aus Kontingenz heraus existieren [...]. [...] Aus Kontingenzen zu leben, d.h., ein Schicksal zu haben ist – wegen ihrer Sterblichkeit – für die Menschen unvermeidlich.“ (Abschied vom Prinzipiellen. Auch eine biographische Einleitung, in: Odo Marquard, *Abschied vom Prinzipiellen*. Philosophische Studien. Stuttgart 1981, S. 4-22, hier S. 18f.)

triebene Suche nach neuen, von den Lebenswissenschaften zu findenden Wahrheiten und den damit verbundenen Glücksversprechen abgelöst worden ist.